

## Die Norm neben der Norm.

### Zum Zusammenhang von Graphienwahl und Überlieferungsform\*

Das Zusammenwirken einer ganzen Reihe von Faktoren – wie die Professionalisierung des Buchdrucks, der Ausbau des Schulwesens im Kontext der Reformation oder die Verbreitung von Grammatiken und Wörterbüchern – hat bekanntlich dazu geführt, dass der aus heutiger Sicht erstaunlichen Varianzbreite der frühneuhochdeutschen Graphie zunehmend Grenzen gesetzt wurde. In meinem Beitrag möchte ich jedoch nicht diese Reduktion in den Blick nehmen, sondern – im Gegenteil – den Verbleib der ausgegrenzten Varianten weiterverfolgen. Ich möchte zeigen, dass Graphien z.T. bis heute erhalten blieben, obwohl – oder gerade weil – sie nicht dem formellen Standard der Druckwerke entsprachen und entsprechen.

Ich gehe davon aus, dass es sich in solchen Fällen nicht um zufällige Überbleibsel handelt. Vielmehr wurden Graphien mit ganz bestimmten Absichten reaktiviert. Ihr zunächst befremdlich wirkendes Überleben wird plausibel, sobald man den pragmatischen Kontext ihrer Weiterverwendung in Rechnung stellt. Auch der materielle Überlieferungsträger ist in dieser Konstellation von Belang.

Den systematischen Zusammenhang von pragmatischem Kontext, Überlieferungsmedium und Graphienwahl möchte ich an zwei Beispielen zur Diskussion stellen. Zum einen anhand der so genannten Ungleichzeitigkeit von Druck und Handschrift, indem etwa der private Brief im 17. Jahrhundert (noch) nicht den im Druck bereits geltenden Standards folgt. Hier möchte ich im Sinne Noel OSSELTONS argumentieren, dass es sich um eine beabsichtigte Kontrastierung von privater Handschrift und öffentlichem Druck handelte, wobei u.a. ältere Graphien in Briefen weiterverwendet wurden. Die im Druck bereits ausgegrenzten älteren Graphien wurden als kontrastive Ornamente eingesetzt, um den persönlichen, vertrauten Charakter des Briefs zu betonen. Man ist versucht, die Divergenzen zwischen Handschrift und Druck, die aus dieser Weiterverwendung resultierten, als Hinweis auf eine private Norm (der Handschriftlichkeit) neben der öffentlichen Norm (des Drucks) zu lesen. Der Begriff „Norm“ ist hier nicht *sensu stricto*, als die explizite, womöglich sogar behördlich gesatzte, gesamtgesellschaftlich bindende Richtlinie der Sprachverwendung gemeint, sondern als impliziter, eher sozial als administrativ vermittelter, durch die Praxis eingeübter, selbstverständlicher Usus. Auch solche Selbstverständlichkeiten sind in einem gewissen Sinne verpflichtend. Sie schränken die Handlungsoptionen des Schreibers ein und unterbinden damit willkürliche und idiosynkratische Schreibungen.

Das zweite Beispiel nimmt Epitaphe des 18. und 19. Jahrhunderts in den Blick. Auch hier werden in der öffentlichen Druckpraxis nicht mehr übliche Graphien weiter- oder wiederverwendet. Wie im Fall der Privatbriefe wird der Eindruck der Ungleichzeitigkeit im Sinne einer

---

\* Empfohlene Zitierweise: Voeste, Anja (2010): Die Norm neben der Norm. Zum Zusammenhang von Graphienwahl und Überlieferungsform. In: Fest-Platte für Gerd Fritz. Hg. und betreut von Iris Bons, Dennis Kaltwasser und Thomas Gloning. Gießen 24.05.2010.  
URL: [http://www.festschrift-gerd-fritz.de/files/voeste\\_2010\\_norm-neben-der-norm.pdf](http://www.festschrift-gerd-fritz.de/files/voeste_2010_norm-neben-der-norm.pdf).

Kontrastwirkung ausgemünzt. Im Kontext der Sepulkralkultur dient die Verwendung „altertümlicher“ Schreibungen dazu, den überzeitlichen Charakter des Epitaphs zu betonen. Historische Graphien konstruieren so weit in die Vergangenheit reichende Traditionslinien und binden den Verstorbenen in diese ein. Die Graphienwahl harmoniert dabei mit dem Trägermaterial: Der Stein macht das Epitaph auch rein physisch-materiell zu einem Monument, das die Zeit überdauert, ja Zeitlichkeit transzendiert. Auch in diesem zweiten Beispiel findet sich eine (kontextuelle) Norm neben der Norm oder eine Praxis neben der Praxis.

## 1. Handschrift und Druck<sup>1</sup>

Auf den folgenden Seiten sind zwei im November 1637 verfasste Texte Martin OPITZ' abgebildet: eine Widmung an die Reichsgräfin Dönhoff aus seinen *Geistlichen Poëmata* (Druck Breslau 1638) und ein eigenhändig<sup>2</sup> abgefasster Brief an Ludwig von Anhalt-Köthen, Oberhaupt der Fruchtbringenden Gesellschaft. Der Brief enthält eine Vielzahl von <dt>- und <tt>-Clustern, die im Druck nur an zwei Stellen (<belangend**dtth**eit>) erscheinen. Da es sich bei beiden Texten um denselben Autor, dieselbe Abfassungszeit und um Adressaten aus dem Hochadel handelt, ist es legitim, die Unterschiede auf die Medien zurückzuführen: Für den Druck galten offenbar andere Richtlinien als für die Handschrift.

Die in OPITZ' Brief an Ludwig von Anhalt-Köthen verwendeten Cluster <dt> und <tt> sind ältere, im Druck bereits weitgehend ausgegrenzte bzw. fast nur noch lexembunden genutzte Varianten. Gerade die im Brief vorherrschenden Varianten <vndt> und <mitt> traten in Drucken des 16. Jahrhunderts selten oder nur als Nebenvarianten auf. Die Massierung der Cluster und ihre im Vergleich zum Druck divergente Verwendung gerade in den Wörtern <vndt> und <mitt> sind daher hochgradig markiert. Diese Einschätzung lässt sich anhand der graphotaktischen Veränderungen des 16. und 17. Jahrhunderts begründen: Das Cluster <tt> hatte in Drucken des 16. Jahrhunderts eine wichtige Rolle bei der Variantenbildung gespielt. Es war ein beliebter Mitspieler bei der für das Frühneuhochdeutsche charakteristischen Konsonantenhäufung, vgl. <fortt>, <ftettz>, <bedecktt>. Graphetisch schmale Buchstaben wie <t> oder <f> wurden unabhängig von der korrelierenden Silbe verdoppelt und dienten, anders als breite Konsonanten wie <m>, zunächst nicht der Schärfungsschreibung. Das belegt auch der lange Erhalt von <tt> nach Schreibdiphthongen wie in <bietten>, <heuttig>, <Zeittung> im 16. Jahrhundert.<sup>3</sup> Und die Verdoppelung schmaler Buchstaben hatte einen weiteren, ökonomischen Vorteil: Wenn sie bereits als Doppeltype geschnitten wurden, waren diese Geminaten für den Setzer leichter handhabbar und konnten im Kontakt mit anderen Typen nicht so leicht abbrechen oder beschädigt werden.<sup>4</sup> Erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts kann sich

---

<sup>1</sup> Teile der hier dargestellten Erkenntnisse gehen auf ein gemeinsames Projekt mit Nils Langer (Bristol) zurück, das wir 2005 an der Universität Potsdam durchgeführt haben. Das Projekt wurde vom DAAD unterstützt.

<sup>2</sup> Vgl. CONERMANN (Hg.) (2009), S. 1404.

<sup>3</sup> Vgl. VOESTE (2008), S. 208ff.

<sup>4</sup> Vgl. VOESTE (2008), S. 65.



Der Durchläuchtigen / Hochgebornen Fürstin vnd Fräwen / Fräwen

SIBYLLEN MARGARETHEN, gebornen Herzogin in Schlesien / zur Signitz vnd Brieg: Vermählten des Heiligen Röm. Reichs Gräfin von Dönhoff/te. Meiner gnädigen Fürstin vnd Fräwen.

Durchläuchtige / Hochgeborne / Gnädige Fürstin vnd Fräw: Daß E. Fürstl. Gn. hochlöblichen Namen ich für dieses mein Buch setzen wollen / habe ich einer einzigen Ursachen wegen / meine wenige Person nemlich belangen zu entschuldigen: Dierweil alle Schrifften worauff ich meine gehorsambe Wolmenung zu bezeugen gedenccken kan / gerin-



DEDICATIO.

leisten weiß? E. F. Gn. herztliebster Gemahl Ihre Gnaden der Her: Graff Dönhoff aber / was hat er bissher nicht gethan mir beförderlich zuseyn vñ auffzuhelffen? Daß die Königliche Majestät zu Polen vnd Schweden mir gnädigst wol will / daß ich dieser Orte Zug vnd Ruhe des meinigen abzuwarten gefunden / daß ich die Mißligkeit der eusserlichen Fälle / vnd was vns Menschen sonst in den Weg zu kommen pflegt / getrost / ja frölich erdulden vnd ertragen kan / solches habe ich / nechst Gott / dem Herren Graffen zuvoraus vnd mehrentheils zu dancken. Er der Höchste verleihe Ihrer Gnaden Gesundheit / Wolfarth / Fortgang in Verrichtungen so dieser Cron vnd Landen zum besten angesehen / vnd solchen Segen in der mit E. F. Gn. newlich getroffenen Heyrath / wie es bester Weise nach mag gehofft vnd gewünschet werden: Ich / bey dem nichts ist als das redliche Gemüthe für so grosse Wolthaten dankbar zu seyn / habe vmb Ihre Gnaden mich

DEDICATIO.

ger sind / als daß sie in E. F. Gn. gnädige Hände zu gelangen verdienen. Sinne ich aber sonst dem Inhalt des Wercks selber nach / so ist es Geistlich: vnd E. F. Gn. sind vnter so grossen edelen Tugenden mit der Gottesfurcht so viel mehr begabt / so viel selbige höher als andere Tugenden / vnd eine Fürstin höher als andere Menschen ist. Es ist Poetisch: welche Art zu schreiben bey verständigen hohen Häuptern vnd guten Höfen von allen Zeiten her lieb vnd angenehm gewesen. Aber dergleichen Ursachen künften andere auch anregen: mich veranlassen zu dieser Zuschreibung / bevor meine engene. Dann mit was Gutthätigkeit vnd Zuneigung wollen J. J. F. F. G. G. dero Her: Vater vnd Her: Vetter von geraumer Zeit her mich vor ihren Diener wissen? Mit was Gnaden erweisen sie an mir / daß sie auch bey diesem unglückseligen Zustande nicht ablassen das Studiren zu lieben / ausser welches nichts ist / womit ich vor dißmahl vnd in der frembde Dienst zu leisten

finan.

leisen

DEDICATIO.

besser zuverdienen nicht gewußt / als wann ich hiermit der jenigen Fürstlichen Namen auff die Nachkommenen zu bringen versuchte / derer Fürstliches Herk in dem Seinigen mit vnauflöflicher Liebe verschlossen ist. Dantsig / den 6. Tag des Wintermonats / im 1637. Jahr.

E. Fürstl. Gn.

gehorsamer trewer Knecht

M. Opitz

Calo

Abb. 1: Martin OPITZ, Widmung an Reichsgräfin Sibylle Margarethe Dönhoff, Druck 1638

Ingländische, Hochgeborner, Gnädiger Fürst vndt  
Herr, Herr,

E. Fürstl. Gn. sendt mich an unter Ludwig zum  
Aufwandsort, ruhiges Gemüths des vnder allen Fürst-  
lichen weltliche vnder vnder theilige Dinge vnder  
vnder habe von Derofelbigen annoch gnädiger Zue-  
neigung gegen meiner wenigen person ich auß des  
von Schilling schreiben hiebevordt mitt freuden ver-  
nommen, wündtsche nur daß ich einige wege erdencken  
könne, wodurch ich mich folcher hohen gnade ferner  
möge fähig machen. Anietzo vberfende ich meinen  
Pfaltr: darff keine außführung darvon thun,  
weil E. F. Gn. vrtheil so herrlich, daß sie  
von einem vndt dem andern die entcheidung selbst  
am besten machen können. Ich hoffe der hiefige buch-  
handler wirdt nach Hamburg einen antheil der exem-  
plarien richten, damit sie mögen Zertheilet vndt  
vntergebracht werden. Meine weltliche getichte erwar-  
te ich verfertigt auff Ostern: deren erster theil mitt  
E. F. Gn. hochlöblichen Namen, als vor auch ge-  
schehen, außgezehret; der andere dem edlen Viel-  
gekörnten zuegeschrieben ist. Auch habe ich des Herren  
von Sidney Arcadie vbersehen, vndt alle getichte  
vndt lieder darinnen nach der gehörigen Reimkunft  
gefetzt: wirdt meinentlich vom Merian schon  
mitt feinen schönen kupferstücken heraus gegeben  
sein. Nunmehr bin ich vber dem Lateinischen  
wercke Dacia Antiqua, hoffe es vor dem Frö-  
linge auß zue arbeiten, doferren nicht der leidige  
krieg sich auch diefer orten einsetzt, wie es wol ein  
sehr gefehrliches außsehen hatt. Doch der Höchste  
wirdt alles zum besten schicken, deßen gnädiger  
obficht E. Fürstl. Gn. ich von hertzen befehlen  
mitt angehenkter demütiger bitte, E. F. Gn.  
geruhe mir ferner mitt dero wolgewogenheit  
gnädig beygethan zue verbleiben. Danzig  
den 27. tag des Wintermonats im 1637. Jhare.  
E. Fürstl. Gnaden

Vnterthäniger trewer Anwalt  
M. Opitz.

Durchlauchter, Hochgeborner, Gnädiger Fürst vndt  
Herr, Herr

E Fürstl. Gn. sendt nebenst wündtschung gueter  
gesundtheit, ruhigen zueftandes vndt aller Fürst-  
licher wolfarth meine vnterthänige dienfte bevor,  
vndt habe von Derofelbigen annoch gnädiger Zue-  
neigung gegen meiner wenigen person ich auß des  
von Schilling schreiben hiebevordt mitt freuden ver-  
nommen, wündtsche nur daß ich einige wege erdencken  
könne, wodurch ich mich folcher hohen gnade ferner  
möge fähig machen. Anietzo vberfende ich meinen  
Pfaltr: darff keine außführung darvon thun,  
weil E. F. Gn. vrtheil so herrlich, daß sie  
von einem vndt dem andern die entcheidung selbst  
am besten machen können. Ich hoffe der hiefige buch-  
handler wirdt nach Hamburg einen antheil der exem-  
plarien richten, damit sie mögen Zertheilet vndt  
vntergebracht werden. Meine weltliche getichte erwar-  
te ich verfertigt auff Ostern: deren erster theil mitt  
E. F. Gn. hochlöblichen Namen, als vor auch ge-  
schehen, außgezehret; der andere dem edlen Viel-  
gekörnten zuegeschrieben ist. Auch habe ich des Herren  
von Sidney Arcadie vbersehen, vndt alle getichte  
vndt lieder darinnen nach der gehörigen Reimkunft  
gefetzt: wirdt meinentlich vom Merian schon  
mitt feinen schönen kupferstücken heraus gegeben  
sein. Nunmehr bin ich vber dem Lateinischen  
wercke Dacia Antiqua, hoffe es vor dem Frö-  
linge auß zue arbeiten, doferren nicht der leidige  
krieg sich auch diefer orten einsetzt, wie es wol ein  
sehr gefehrliches außsehen hatt. Doch der Höchste  
wirdt alles zum besten schicken, deßen gnädiger  
obficht E. Fürstl. Gn. ich von hertzen befehlen  
mitt angehenkter demütiger bitte, E. F. Gn.  
geruhe mir ferner mitt dero wolgewogenheit  
gnädig beygethan zue verbleiben. Danzig  
den 27. tag des Wintermonats im 1637. Jhare.  
E. Fürstl. Gnaden

Vnterthäniger trewer knecht

M. Opitz.

Abb. 2: Martin OPITZ, Brief an Ludwig von Anhalt-Köthen vom 27.11.1637

die silbische Schärfungsschreibung bei schmalen Konsonanten langsam durchsetzen; im Laufe des 17. Jahrhunderts folgt dann allmählich die Etablierung der morphologischen Geminatenschreibung (<Gott>, <göttlich> zu <Götter>).<sup>5</sup> Vor diesem Hintergrund wird plausibel, warum die häufige Wahl von <tt> in <mitt> wie hier in OPITZ' Brief im Druck nicht mehr zu erwarten wäre: Sie ist als rezessive Graphie einzustufen (und zudem etymologisch und morphologisch nicht gestützt). Das Cluster <tt> in <mitt> ist deshalb aus Sicht der zeitgleichen Druckpraxis besonders auffällig. Das gilt auch für die Massierung des Clusters <dt> und dessen häufige Verwendung bei <vndt>: Diese Variante hatte bereits in Druckwerken des 16. Jahrhunderts größten Seltenheitswert, findet sich aber dennoch häufig in OPITZ' handschriftlichem Brief.

Die Diskrepanz von Druck und Handschrift, die sich in der unterschiedlichen Verwendung der Cluster zeigt, wird auch in einer zeitgenössischen Anweisung für Satzkorrektoren thematisiert. In seiner *Orthotypographia* von 1608 (dt. 1634) beklagt Hieronymus HORNSCHUCH, dass die Schreiber willkürlich den Wortumfang erhöhten, indem sie im Endrand <dt> statt <d> schrieben oder zwischen <ff> und <ff> so viel Platz ließen, dass ein Kamel hindurchpassen würde. Und das, so HORNSCHUCH, nur aus finanziellen Gründen, da sie mit einem Groschen pro geschriebene Seite bezahlt würden. Der Autor mahnt die Korrektoren, solche Verstöße gegen die deutsche Orthographie zu vermeiden und auch die Setzer dazu zu ermahnen oder sie entsprechend zu unterweisen.<sup>6</sup>

Dass abwertende Äußerungen wie diese zur Desavouierung der <dt>-Graphie bei Korrektoren und Setzern geführt oder sie verstärkt haben, ist nachvollziehbar. Umso erstaunlicher ist es, dass sie in der handschriftlichen Tradition dennoch erhalten blieb. OPITZ' Brief zeigt uns, dass die Wahl des <dt>-Clusters nicht mit den finanziellen Erwägungen eines Lohnschreibers oder den mangelnden Kenntnissen eines wenig gebildeten Schreibers zusammenhängen kann. Doch aus welchem Grund sollte OPITZ, der mit den Drucknormen seiner Zeit vertraut war, trotzdem rezessive Varianten, und zwar in großer Zahl, gewählt haben? Die Überlegung, dass OPITZ als Gelehrter den Druckstandard kannte und ihm in seinen Briefen durchaus hätte entsprechen *können*, legt nahe, dass er diese Norm gar nicht erreichen *wollte*. Man könnte sogar noch einen Schritt weiter gehen und fragen, ob OPITZ nicht sogar eine *andere Norm* befolgt hat, die sich vom Druckstandard unterschied.

Noel OSSELTON hat aufgrund solcher Überlegungen einen doppelten Standard mit einer formellen und einer informellen Variante vorgeschlagen.<sup>7</sup> Am Beispiel des englischen Gelehrten Samuel JOHNSON zeichnet OSSELTON zwei unterschiedliche Gebrauchsmuster nach. JOHNSON prüft für sein Wörterbuch *A Dictionary of the English Language* (1755) gewissenhaft Schreibvarianten eines Lexems, nimmt sie als Lemmata auf und legt Verweise zur von

---

<sup>5</sup> Zur Durchsetzung der Morphemkonstanz vgl. RUGE (2004); zum zeitgenössischen kontroversen Diskurs der Grammatiker (an dem auch Ludwig von Anhalt-Köthen teilnahm) vgl. TAKADA (1998), S. 86ff.

<sup>6</sup> Vgl. HORNSCHUCH (1608), hier wiedergegeben nach der digital zugänglichen deutschen Übersetzung von 1634, S. 25.

<sup>7</sup> Vgl. OSSELTON (1963), (1984), (1985), (1994).

ihm befürworteten Graphie an, bei der er dann Definition und Etymologie notiert. In seinen Privatbriefen jedoch verwendet JOHNSON viele dieser bevorzugten Varianten gerade nicht. Hingegen finden sich in seinen Briefen Varianten, sogar ausschließlich gewählte, die im Wörterbuch nicht einmal als Verweiseinträge verzeichnet sind.<sup>8</sup>

Hinweise auf einen doppelten Standard lassen sich auch in den zeitgenössischen Sprachlehren finden: Fabian FRANGK macht bereits 1531 in seinem *Cantzley vnd Titel büchlin* einen Unterschied zwischen formellen und informellen Texten. Er verweist explizit darauf, dass seine Anweisungen nicht für den privaten, informellen Gebrauch z.B. zwischen Freunden bestimmt seien:

„Wo aber bekante gutte gefellenn odder freundt/ als Kauffleute vnd andere/ aus verwilligung/ odder gewonheit zefamen schrieben/ Sonderlich/ was zal/ mafs vnd gewichte belangt/ Wie wir denn jnn jrem schreiben für augen befinden/ den wollen wir hie kein gefetz geben habenn.“<sup>9</sup>

Folgt man OSSELTONS Hypothese eines doppelten Standards, müssten gebildete Schreiber der frühen Neuzeit wissentlich spezifische graphische Kennzeichen genutzt haben, die sich vom zeitgleichen Druckgebrauch abhoben. Eines der möglichen Kennzeichen könnte, wie im Fall der Konsonantencluster <tt> und <dt>, die Weiterverwendung der im Druck bereits aufgegebenen Varianten gewesen sein; daneben existierten aber sicherlich noch andere wie z.B. die Verwendung von im Druck unüblichen Kontraktionen und Suspensionen.

Bei der Suche nach generellen Gründen für die Norm neben der Norm sind wir auf Plausibilitätserwägungen angewiesen. Eine mögliche Erklärung wäre der Wunsch des Schreibers, in einem Brief den familiären, direkten Kontakt und die persönliche Vertrautheit mit dem Adressaten zu übermitteln, die mit dem Druckstandard nicht ausgedrückt werden konnten. „Sir, more than kisses, letters mingle soules/ For thus friends absent speake,“<sup>10</sup> schreibt John Donne Ende des 16. Jahrhunderts an Sir Henry Wotton. Er betont damit den vertrauten Charakter von Briefen, der im Gegensatz zur Verbreitung und zum öffentlichen (und Öffentlichkeit ausbildenden) Charakter von Druckwerken stand. Erst vor dem Hintergrund der durch die Verbreitung des Buchdrucks hervorgerufenen Teilhabe größerer gesellschaftlicher Gruppen am öffentlichen gedruckten Diskurs konnte sich der private Charakter der handgeschriebenen Briefe und Manuskripte scharf abzeichnen.<sup>11</sup> Die Wahl spezifischer Graphien mag diese Unterschiede im Grad der Öffentlichkeit markiert haben und dem Adressaten gegenüber verdeutlicht haben, dass die handgeschriebenen Zeilen speziell an ihn gerichtet waren.

Eine weitere mögliche Erklärung wäre, dass die gewählten Cluster in Briefen, vor allem in solchen an höhergestellte Personen, von sozialer Bedeutung waren und als Mittel der Respektbekundung oder als Höflichkeitsmarker fungierten. Die Cluster wären dann „gewählt“ im doppelten Sinn des Wortes: Sie könnten als Ornament gedient haben, um dem fürstlichen

---

<sup>8</sup> Vgl. OSSELTON (1984), S. 124.

<sup>9</sup> FRANGK (1531), f. Liiija, vgl. MÜLLER (1882), S. 109.

<sup>10</sup> Zit. n. TARGOFF (2008), S. 26.

<sup>11</sup> Eine Diskussion der essentiellen Unterschiede von Handschrift und Druck findet sich in BRISTOL/MAROTTI (2000).

Adressaten die „Honneurs“ zu machen. Obwohl im Druck bei der Widmung an Fürstin Dönhoff dieselbe pragmatische Situation gegeben war, war der Druckstandard der Möglichkeit, diese Cluster zu nutzen, längst beraubt. Die Handschrift hingegen hatte sie (noch) bewahrt.<sup>12</sup> Eine gewisse Zeit lang mag es daher sogar möglich gewesen sein, dass gebildete Schreiber ihre Kenntnis der spezifischen Unterschiede zwischen Druck und Manuskript hier gezielt einsetzten: Die versierte Beherrschung und Handhabung unterschiedlicher Normen mag Ausweis umfassender Bildung gewesen sein.

## 2. Epitaphe

Epitaphe sind Grabdenkmäler und sollen im Gegensatz zu Grabsteinen nicht die Begräbnisstätte selbst kennzeichnen. Epitaphe wurden zunächst vor allem für Angehörige des Adels und des Klerus, später zunehmend auch für wohlhabende Bürger errichtet. Auf Epitaphen des 18. und 19. Jahrhunderts, das sollen die folgenden Textdenkmäler des Sebastiansfriedhofs in Salzburg illustrieren, finden sich ebenfalls historische Graphien, d.h. solche, die eigentlich eher für Drucke des 16. und 17. Jahrhunderts typisch sind.



*Alda Liget  
Begraben  
Die Hoch Edl gebohrne  
Freulle Maria Aña Susaña  
Josepha Kurtzin Von Thurn  
und Goldenstein, so den 26. Mertz  
1763. in 36. Jahr ihres Alters  
Leedtigen Standts in Gott  
Seelig verschiden,  
Requiescat in Pace.*

**Abb. 3:** Epitaph, 2. Hälfte 18. Jahrhundert

<sup>12</sup> Nils Langer und ich haben in Stichproben herausgefunden, dass sich das vermutlich bereits um 1640 änderte.



Abb. 4: Epitaph, 1. Hälfte 19. Jahrhundert

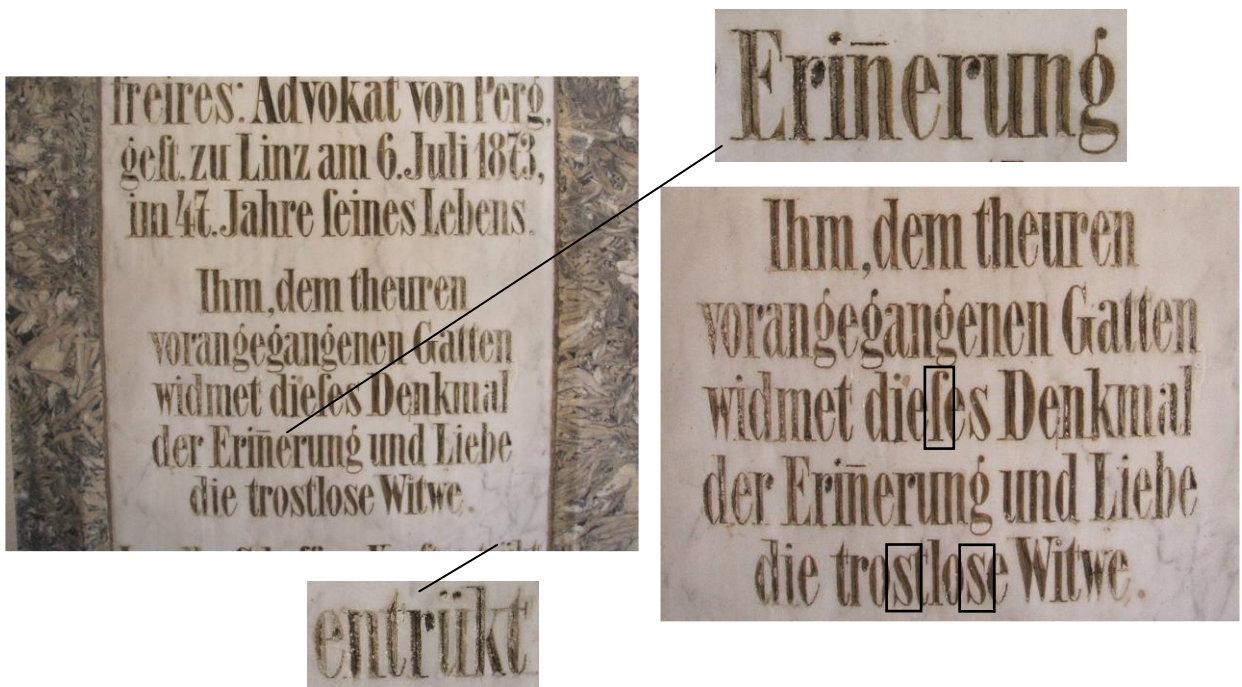


Abb. 5: Epitaph, 2. Hälfte 19. Jahrhundert



Das Epitaph in Abbildung 3 zeigt in <Leedtigen> und <Standts> nicht nur die oben diskutierte <dt>-Graphie, sondern z.B. auch Nasalstriche, <i> statt <ie> in <Liget> und <verfchiden> sowie die nicht morphemkonstanten Schreibungen <Alda> und <Mertz> (zu *Martius*). Diese Graphien sind schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht mehr zeitgemäß, finden sich auf Epitaphen aber auch noch im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Die Abbildungen 4 und 5 zeigen ähnliche Schreibungen: <alhier>, <Jenner> (zu *Ianus*) und <frōmen>, <Eriñerung> mit Nasalstrich, <entrückt>.

Von besonderer Bedeutung ist der soziale Kontext des Epitaphs: Mit diesem setzen die Angehörigen dem oder der Verstorbenen ein Textdenkmal, das der Nachwelt retrospektiv Auskunft über Lebensdaten, Titel, Familie, Beruf und besondere Verdienste, kurz: über das Renommee des Verstorbenen gibt und prospektiv die Hoffnung auf eine Auferstehung und ein Leben nach dem Tode bezeugt.<sup>13</sup> Die Angaben zur Lebensleistung und zum Charakter des Verstorbenen sollen sein gutes Ansehen sichern und im Jenseits für ihn sprechen.<sup>14</sup> Die historischen Graphien stärken diesen der Vergangenheit zugewandten Charakter des Epitaphs; sie betonen schichten- und gruppenspezifische Traditionen, die das Sozialprestige des Toten und seiner Familie steigern sollen.<sup>15</sup>

Die Weiterverwendung älterer, eigentlich obsoleter Graphien auf Epitaphen steht vermutlich in einem engen Zusammenhang mit dem Überlieferungsträger. Erst der Stein als langlebiges Trägermaterial macht das Epitaph zu einem Monument, das die Zeit überdauert. Die Verwendung „altehrwürdiger“ Graphien leistet der Aura der Langlebigkeit Vorschub: Beide, das Material und die Graphien, stellen den überzeitlichen Charakter des Monuments heraus. Die Graphienwahl mag zudem durch Musterbücher des 19. Jahrhunderts gestützt worden sein: Ein Fundus, der dem Steinmetz Schriftproben von Alphabeten und Ziffern zur Verfügung stellte und den Angehörigen bei der Auswahl des Grabmals und der Inschrift half.<sup>16</sup> Auch im Fall der Epitaphe könnte man von einer Norm neben der Norm sprechen: Der Text wird in einer Graphie präsentiert, die eigentlich nicht mehr zeitgemäß ist, aber immer noch als bekannt vorausgesetzt werden kann. Wesentlich ist, dass der Betrachter sie als historische Graphie identifiziert und nicht etwa als Fehlschreibung missversteht.

Festzuhalten ist, dass sozialer Kontext, Überlieferungsträger und historische Graphie *gemeinsam* die Spezifik des Epitaphs ausmachen. Dies wird offenbar, wenn man die Epitaphe mit den im bayerischen und österreichischen Raum verbreiteten so genannten Marterln (von *Martyrion*) vergleicht (vgl. Abb. 6 und 7). Auch Marterln sind Gedenkort, aber – da sie typischerweise aus Holz oder Metall sind – keine Gedenk*steine*. Sie sind Verstorbenen gewidmet, aber nicht „gewichtigen“ Persönlichkeiten. Sie dienen als Memento mori und sollen dem Betrachter die Unbegreiflichkeit des göttlichen Willens, die Macht der Naturgewalten oder die Folgen eines unchristlichen Lebenswandels mahnend vor Augen führen. Sie tun das nach-

---

<sup>13</sup> Zur Unterscheidung von retrospektiven, prospektiven und präsentischen Inschriften vgl. SÖRRIES (2009), S. 233.

<sup>14</sup> Vgl. SÖRRIES (2009), S. 235.

<sup>15</sup> Zur Beibehaltung von Traditionen zur Legitimierung von Glaubensdogmen und zu Repräsentationszwecken vgl. FISCHER (1996), S. 4.

<sup>16</sup> Vgl. SEIB (2009). Im ausgehenden 19. Jahrhundert stieg der Bedarf an Musterbüchern, weil die handwerkliche Ausführung der Grabmale Anlass zur Beanstandung gab (a.a.O., S. 359f.). Das spiegelt sich auch im Nebeneinander von langem und rundem *S* auf dem Epitaph in Abbildung 5.

drücklich und häufig mit einer Portion Galgenhumor.<sup>17</sup> Aber – und das ist hier entscheidend – sie können dabei auf die Konstruktion historischer Traditionslinien und damit auf eine Historisierung der Graphie verzichten.



Abb. 6 und 7: Marterln

### 3. Historische Graphien, pragmatischer Kontext und Medienwahl

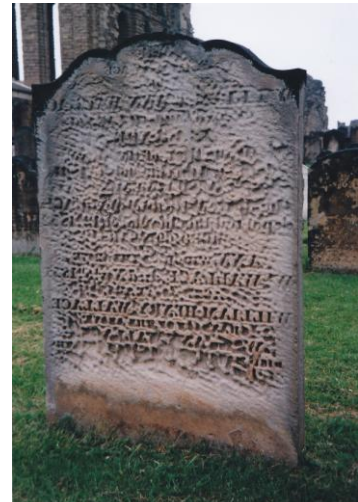
Historische Graphien spielen in beiden vorgestellten Beispielen eine zentrale Rolle. Dennoch sind sie jeweils in andere funktionale und mediale Kontexte eingebettet. In Briefen des 17. Jahrhunderts sind sie kontrastive Ornamente, die dazu dienen, die Divergenz zum Druckstandard zu betonen. Sie sollen so vermutlich persönliche Vertrautheit mit dem Adressaten vermitteln, als Höflichkeitsmarker fungieren oder auch die Gelehrsamkeit des Absenders zum Ausdruck bringen. Dass dazu ausgerechnet historische Graphien gewählt werden, ist eigentlich keine Notwendigkeit. Wir können nur mutmaßen, dass althergebrachte Schreibungen vielleicht mehr Gravität und Prestige besaßen als neuere sie besessen hätten. Daneben sind dennoch durchaus andere kontrastierende Mittel denkbar, die weder im Druck noch in der Manuskripttradition genutzt wurden.

Anders im Fall der Epitaph: Hier ist die Graphienwahl eindeutig eine bewusst historisierende. Sie stützt die retrospektive Konstruktion von Tradition und sichert damit das Sozialprestige des Verstorbenen und seiner Familie. Die historischen Graphien harmonisieren mit dem Trägermaterial der Inschriften: Stein ist ein wertvolles Material, das schwer zu bearbeiten, aber gegenüber Witterungseinflüssen und Zerstörung langfristig geschützt ist (vgl. Abb. 8). (Das gilt zum Leidwesen der Steinmetze auch für Fehlschreibungen, vgl. Abb. 9.)

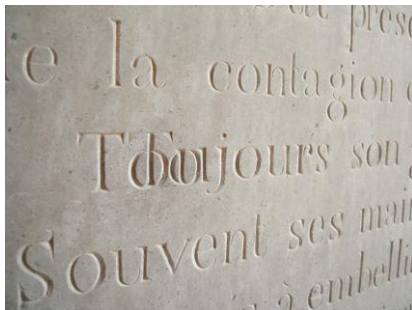
<sup>17</sup> Vgl. RÖHRICH (1985).

Im Kontext der Sepulkralkultur werden diese materiellen Eigenschaften zur Betonung des überzeitlichen Charakters genutzt. Die Monumentalität des Steins erzeugt im Verein mit der Verwendung „altherwürdiger“ Graphien die zeitliche Tiefendimension.

Unter der Prämisse, dass die zur Diskussion gestellten Graphien nicht als zufällige Überbleibsel zu interpretieren sind, sondern als Produkte einer „Norm neben der Norm“, wäre es angebracht, Unterschiede zum Druckstandard, die bisher als bloße Anachronismen eingestuft wurden, unter diesem Blickwinkel in breiterem Umfang neu zu prüfen.



**Abb. 8:** Witterungsschäden



**Abb. 9:** „Steinschnitzer“

## Literatur

- BRISTOL, Michael D./MAROTTI, Arthur F. (2000): Introduction. In: Dies. (Hgg.): *Print Manuscript Performance: The Changing Relations of the Media in Early Modern England*. Columbus (Ohio), S. 1–29.
- CONERMANN, Klaus (Hg.) (2009): *Martin Opitz. Briefwechsel und Lebenszeugnisse*. Bd. 2. Berlin.
- FISCHER, Norbert (1996): *Vom Gottesacker zum Krematorium. Eine Sozialgeschichte der Friedhöfe in Deutschland*. Köln u.a.
- FRANGK, Fabian (1531): *Ein Cantzley vnd Titel büchlin*. Wittenberg. In: MÜLLER, Johannes (1882): *Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts*. Gotha. Nachdruck Hildesheim 1969, S. 92–110.
- HORNCHUCH, Hieronymus (1634): *Orthotypographia*. Leipzig. (digital unter: <http://digital.slub-dresden.de/sammlungen/werkansicht/273679848/0/>)
- OSSELTON, Noel E. (1963): Formal and informal spelling in the 18th century: error, honor, and related words. In: *English Studies* 44, S. 267–275.

- Ders. (1984): Informal spelling systems in Early Modern English: 1500–1800. In: English historical linguistics: studies in development, hrsg. von N. F. BLAKE und Charles JONES. Sheffield, S. 123–137.
- Ders. (1985): Spelling-book rules and the capitalization of nouns in the seventeenth and eighteenth centuries. In: Historical and editorial studies in Medieval and Early Modern English for Johan Gerritsen, hrsg. von Mary-Jo ARN, Hanneke WIRTJES und Hans JANSEN. Groningen, S. 49–61.
- Ders. (1994): Dr. Johnson and the spelling of *dispatch*. In: International Journal of Lexicography 7, no. 4, S. 307–310.
- RÖHRICH, Lutz (1985): Komische Grabpoesie. In: SCHUCHARD, Jutta/CLAUSSEN, Horst (Hgg.): Vergänglichkeit und Denkmal. Beiträge zur Sepulkralkultur. Bonn, S. 93–110.
- RUGE, Nikolaus (2004): Aufkommen und Durchsetzung morphembezogener Schreibungen im Deutschen 1500–1770. Heidelberg.
- SEIB, Gerhard (2009): Vorlagen für Grabmale – Muster- und Vorlagenbücher seit dem frühen 19. Jahrhundert. In: Grabkultur in Deutschland. Geschichte der Grabmäler. Hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal/Museum für Sepulkralkultur, Kassel. Berlin, S. 359–378.
- SÖRRIES, Reiner (2009): Inschriften und Symbole auf Grabzeichen. In: Grabkultur in Deutschland. Geschichte der Grabmäler. Hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal/Museum für Sepulkralkultur, Kassel. Berlin, 231–244.
- TAKADA, Hiroyuki (1998): Grammatik und Sprachwirklichkeit von 1640–1700. Zur Rolle deutscher Grammatiker im schriftsprachlichen Ausgleichsprozeß. Tübingen.
- TARGOFF, Ramie (2008): John Donne. Body and Soul. Chicago.
- VOESTE, Anja (2008): Orthographie und Innovation. Die Segmentierung des Wortes im 16. Jahrhundert. Hildesheim u.a.

## Abbildungsnachweis

- Abb. 1: MARTINI OPITHI Geistliche *Poëmata*, Von jhm felbft anjetzo zusammen gelesfen/ verbefert vnd absonderlich herauß gegeben. In Verlegung David Müllers Buchhändlers S. Erben. Breslau 1638, S. 3–6. (vgl. books.google.at)
- Abb. 2: Brief an Ludwig von Anhalt-Köthen vom 27.11.1637, vgl. Krause, Gottlieb (Hg.) (1973): Der Fruchtbringenden Gesellschaft ältester Ertzschrein. Hildesheim/New York, nach S. 120.
- Abb. 3 bis 5: Epitaphe auf dem Sebastiansfriedhof (Salzburg), Fotos der Verfasserin.
- Abb. 6 und 7: Marterln auf dem Museumsfriedhof Kramsach (Tirol), vgl. <<http://museumsfriedhof.4050.org/index.html>> (10.1.2010)
- Abb. 8: Witterungsschäden an einem Grabmal der Tynemouth Priory (Tynemouth, GB), Foto der Verfasserin.
- Abb. 9: „Steinschnitzer“ im Kreuzgang der Kathedrale Notre-Dame in Verdun, Foto der Verfasserin.